

HANS NEUMANN  
 Universitatea „Al.I. Cuza“ Iași

***Perceval-Parzival-Parsifal***  
***Funktionale-künstlerische Darstellung der Gralsgesellschaft***  
***bei Chrétien de Troyes, Wolfram von Eschenbach und Richard Wagner***

Die beste Erzählung, die an einem Königshof erzählt wird, verdanken wir dem vortrefflichsten Manne im Römischen Reiche, dem Grafen Philipp von Flandern. Dieser überragt bei weitem sogar Alexander den Großen und wird als Inbegriff christlicher Tugend präsentiert, bürgt also sowohl für authentische historische Größe in der Gegenwart als auch für moralische Unfehlbarkeit in heilsgeschichtlicher Perspektive. Chrétien stilisiert sich in diesem superlativen Kontext lediglich als bescheidenes Sprachrohr seines erhabenen Gönners, das nur für die Form also für die partikuläre Gestaltung des Stoffes zuständig sei. Der Wert an sich und der Wahrheitsanspruch der Geschichte sollen nie bezweifelt werden, ist sie doch imstande die Aufmerksamkeit und die Zustimmung des tugendhaften Philipp zu gewinnen und zwar in solchem Maße, daß er sogar das Quellenbuch besorgt und sich am Projekt – dieses legitimierend – beteiligt, denn „in seiner Vorbildlichkeit will er weder einem gemeinen Scherz noch törichtem Geschwätz lauschen“.<sup>1</sup>

Damit erfüllt Chrétien in dem Prolog seines Romans *Perceval ou Le Conte du Graal* mit einem einzigen Schlag drei wichtige Voraussetzungen der mittelalterlichen Erzählkunst: zum einen läßt er seinem mutmaßlichen Gönner die gebührende Anerkennung und Lobrede zukommen, zum anderen profiliert er sich anhand einer vermischten Rhetorik von *captatio benevolentiae* und *umilitas* Formeln als bloßes Instrument im Dienste einer höherstehenden und „besserwisserischen“ Macht, schiebt damit sowohl die ethische als auch die ästhetische Verantwortung für sein literarisches Unternehmen auf den guten Grafen von Flandern und insofern er seine Gralsgeschichte als „die beste“ je am königlichen Hofe vorgetragene bezeichnet, versucht er auch durch die Einführung eines von ihm selbst proklamierten (Pseudo-) Kanons, die kritische Urteilsfähigkeit seines Publikums von Anfang an zu neutralisieren. Und schließlich will er doch kein Risiko eingehen, in den Verdacht der Lüge oder – Gott behüte! – der Erfindung zu geraten und sichert sich ab, indem er eine schriftliche Quelle für seine Gralsgeschichte erwähnt.

Nun scheint die Vorlage Chrétiens mit dem Gral selbst etwas gemeinsam zu haben: wer nach ihm ganz gezielt sucht, der findet ihn nicht. Die gelehrten Gralssucher der älteren und neueren Forschung mußten sich in dieser Sache wie bei dem „meister wol bekant“ (453,11) Wolframs vielmehr mit dem Prozeß als mit dem Ergebnis genügen und dies als Selbsterkenntnis der Wissenschaft wahrnehmen. Die Quellenberufung dürfte bei Chrétien eine ähnliche Rolle gespielt haben wie der

---

<sup>1</sup> Chrétien de Troyes: *Le Roman de Perceval ou Le Conte du Graal*. Der Percevalroman oder die Erzählung vom Gral. Afrz./Dt. Übers. und hrsg. von Felicitas Olef-Krafft, Stuttgart 1991, S. 5, 7.

berüchtigte Gewährsmann Kyot in Wolframs Parzival-Roman<sup>2</sup>, nämlich unter formaler Einhaltung der Quellentreue das eigene künstlerische Format einzuführen.

Bei Wolfram ist allerdings die Situation dadurch komplizierter, weil seinem *Parzival* ein französischer *Perceval* vorangeht und so notwendigerweise auch eine Vergleichsbasis immer im Hintergrund steht oder zumindest im Hinterbewußtsein seiner Zuhörer lauert. Deutlicher zu bemerken ist das im *Willehalm*, wo bei aller dichterischer Freiheit und Umgestaltung des Stoffes ist Wolfram stets bemüht durch tausenderlei Einzelheiten und Tricks die Bezüge und die Referentialität mit der *Chanson d'Aliscans* wiederherzustellen und so den Anschein der quellentreuen Vermittlung zu bewahren. Für die relativ neue, fiktionale und traditionsungebundene Gralsthematik läßt sich doch eine andere Strategie finden, denn – um mit Walter Haug zu sprechen – „Kyot ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Erfindung Wolframs, eine Spielfigur, die er, nicht zu billiger Täuschung, sondern durchaus in augenzwinkernder Komplizenschaft mit seinen Hörern, eingeführt hat, um die fiktionale Freiheit seiner Version einmal mehr zum Bewußtsein zu bringen.“<sup>3</sup> Darüber ließe sich lange sprechen, ob Wolfram tatsächlich mit der Komplizenschaft seines Publikums gerechnet hat oder vielmehr mit dessen Ignoranz. Pragmatisch gesehen gewährt ihm diese fiktive Quellenberufung die Möglichkeit zur Emanzipation seiner *adaptation courtoise* und zur Individualisierung seines Werkes. Speziell aber und insbesondere von Interesse für unsere Betrachtungen erlaubt sie ihm z.B. die Gralsburg mit einer Ritterschaft zu bevölkern, die es bei Chrétien nicht gibt. Daß sich dahinter auch eine Umorientierung der Gesamtkonzeption verbirgt oder wenigstens symptomatische Indizien dafür, bedarf keiner weiteren interpretatorischen Zielstrebigkeit. Die Gralsgesellschaft ist bei Wolfram eine Welt für sich, die der bisher unstrittigen Prävalenz des arthurischen Hofes Konkurrenz macht. Dazu mag vielleicht helfen, daß Chrétiens Roman unvollendet geblieben ist und ein endgültiges Urteil über die Artuswelt weitgehend ausbleibt (relevant wäre z. B. die Art und Weise wie Perceval den Gral erwirbt, wie Gauvains Aventiuren-Bahn endet und weiterhin ob Perceval nach der erlösenden Frage triumphierend am Artushof zurückkehrt oder nicht usw.) aber schon anhand des bereits Skizzierten kann man grundverschiedene Orientierungen der beiden Gralsromane erkennen. Ist im *Parzival* die Organisation des Gralsrittertums verwirrend kompliziert – handelt es sich doch um eine Ritterschaft mit Programm und Aufgaben – und dementsprechend vermittelt sie auch den Eindruck eines komplexen Gebilde, so verunsichert im Chrétiens *Perceval* gerade die extreme Knappheit der Darstellung den Leser. Vor allem spricht Chrétien vom Gral, als gäbe es eine Mehrzahl von solchen Dingen:

Un graal entre seus deus mains  
 Une damoisele tenoit,  
 Qui avec les vallés venoit,  
 Bele et gente et bien acesmee. (3220-23)

[Mit ihnen kam ein holdes, anmutiges Fräulein, prächtig geschmückt. In ihren beiden Händen trug sie einen Gral.]

<sup>2</sup> Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Mhd. Text nach der Ausgabe von Karl Lachmann. Übersetzung und Nachwort von Wolfgang Spiewok. Stuttgart 1997.

<sup>3</sup> Walter Haug, *Brechungen auf dem Weg zur Individualität*, Tübingen 1995, S. 109.

Wie sieht aber eigentlich die Szene aus, in der Perceval und implizit der Leser mit dem Gralbereich in Berührung kommt? Gequält von dem Gedanken an seine Mutter, die er ohnmächtig hinter ihm niedersinken sah, beschließt Perceval das neuerrungene Königreich von Beausepierre und seine Geliebte Blancheflor zu verlassen, um seine Mutter aufzusuchen. Nachdem er von Blancheflor Abschied nimmt und sich auf den Weg zu seiner Mutter macht, reitet Perceval einen ganzen Tag lang ins Unbekannte, ohne ein irdisches Wesen oder einen Christenmenschen zu sehen bis er zu einem undurchquerbaren Fluß gelangt. Dort begegnet er zwei Männern in einem Kahn, der plötzlich auf ihn zufährt und dann unbeweglich vor ihm bleibt, obwohl der Fluß an jener Stelle einen Hang herabfließt und sich recht stürmisch erzeigt. Der Fischer in dem Kahn bietet ihm Herberge an, da vor Abend nirgends eine Fähre, Brücke oder Furt erreichbar seien. Doch aus Felsenhöhe sieht Perceval zunächst nichts außer Himmel und Erde und verflucht daher den Fischer für seine vermeintliche Lüge. Da taucht vor ihm ganz nahe im Tal die Spitze eines wohlgebauten quadratischen Turmes auf. Dort wird Perceval offensichtlich erwartet, denn die Zugbrücke ist heruntergelassen und vier Knappen eilen ihm entgegen. Er wird sehr zuvorkommend empfangen, mit einem neuen Mantel aus Scharlach umhüllt und in den prächtigen Saal zu dem auf einem Bett liegenden Burgherrn geführt, der sich nur mühsam zu seiner Begrüßung in die Höhe quälen kann. Alles in der Burg zeugt von größtem Reichtum. Gleichwohl betreten nur wenige Personen den riesigen Raum, wo vierhundert Menschen hätten Platz finden können (3096-3098). Im Gespräch mit dem Burgherrn stellt sich heraus, daß Perceval an jenem Tag eine gewaltige Strecke zurückgelegt hat:

Et li preudom li dist: «Amis,  
De quel part venistes vos hui?»  
- «Sire, fait il, hui matin mui  
De Biaurepaire; issi a non.»  
- «Si m'aït Diex, fait li preudom,

Trop grant jornee avez hui faite:  
Vos meüstes ainz que la gaite  
Eüst hui main l'aube cornee.»  
- «Ains estoit ja prime sonee,  
Fait li vallés, jel vos affi.» (3120-3129)

[und der Edelmann fragt ihn: «Freund, von wo seid Ihr heute gekommen?» – «Heute morgen, Herr,» erwidert er, «bin ich von Beausepierre – so heißt der Ort – aufgebrochen.» – «Gott stehe mir bei!» ruft der Edelmann, «(dann) habt Ihr an diesem Tag eine riesige Strecke zurückgelegt. Ihr müßt Euch aufgemacht haben, bevor der Wächter in der Früh mit Hornsignal das Morgengrauen kündete.» – «Nein, man hatte schon die Prim geläutet, das versichere ich Euch», antwortet der Junge.]

Nun bringt man dem Gast von der Nichte des Burgherrn ein unvergleichliches, aber mit einer Gefahr verbundenes Schwert. Hierauf zieht eine kleine Prozession von einer angrenzenden in eine gegenüberliegende Kammer vor dem Burgherrn und seinem Gast vorbei durch den Saal, insgesamt fünf Personen, zuerst ein einzelner Knappe mit einer weißen Lanze, von deren weißer Spitze rotes Blut quillt. Alsbald

dieser den Raum verlassen hat, folgen ihm zwei Knappen mit goldenen Kandelabern, ihnen schließt sich unmittelbar danach ein prächtig geschmücktes Fräulein an, das einen goldenen, mit Edelsteinen beschlagenen, strahlende Helligkeit verbreitenden Gral in ihren Händen trägt, und ein Mädchen mit einer silbernen Platte. Perceval wagt nicht zu fragen, wie dieses Wunder der blutenden Lanze geschehen kann, und auch nicht, wem man mit dem Gral aufwartet. Als bei dem nun folgenden mehrgängigen Mahl von seltener exotischer Reichhaltigkeit abermals bei jedem Gang der Gral vorbeigetragen wird, und zwar in aller Sicht<sup>4</sup>, nimmt sich Perceval vor, später, am nächsten Morgen, einem Knappen die Fragen zu stellen. Der Burgherr speist allein mit seinem Gast. Zur Bedienung genügen offenbar fünf bis sieben Edelknaben. Dann tragen vier Diener den bewegungsunfähigen Hausherrn in sein Schlafgemach, während andere Knappen dem Gast im Saal ein Lager bereiten und ihn bis zum Einschlafen bedienen. Beim Erwachen ist er völlig allein. Die Nebengemächer des Saales sind geschlossen, nur die Tür nach draußen ist offen. Niemand hört sein Klopfen. Er wappnet sich, steigt die Treppe hinab und reitet auf seinem bereitstehenden Pferd über die geöffnete Zugbrücke, die aber sofort danach von unsichtbarer Hand hochgezogen wird.

Seine Fragen wird Perceval hier nicht mehr los, und er folgt deshalb den Hufspuren, die er im Wald vor der Burg sieht. Statt der erwarteten Ritter findet er aber ein um ihren toten Geliebten trauerndes Fräulein, das sich später als seine Kusine herausstellt. Von ihr erhält er teilweise Aufklärung. Sie behauptet, es gebe im Umkreis von vierzig Meilen keine gute Herberge; wenn er aber doch aus einer solchen komme, die sich in Rufweite befinde, so könne dies nur die Burg des Fischerkönigs sein. Sie klärt Perceval über die Verwundung und die Lebensart des Königs auf und verflucht ihn, daß er die beiden Fragen nicht gestellt hat. Damit hätte er den König heilen und sich selbst großen Nutzen bringen können. Schuld an seinem Versagen sei seine Sünde, die er an seiner Mutter begangen habe. Diese sei aus Trennungsschmerz gestorben. Außer dieser schrecklichen Nachricht erfährt Perceval noch, daß sein neues Schwert in einem schweren Kampf zerbrechen werde und nur von dem Schmied Trebuchet wiederhergestellt werden könne. All dies erfährt er von ihr, erst nachdem sie seine Identität auf seltsame Weise herausgefunden hat: sie fragt ihn nach seinem Namen, den Perceval nicht weiß, jedoch einfach richtig errät.

«Coment avez vos non, amis?»  
 Et cil qui son non ne savoit  
 Devine et dist que il avoit  
 Perchevax li Galois a non,  
 Ne ne set s'il dist voir ou non;  
 Mais il dist voir et si nel sot. (3572-3577)

[«Freund, wie nennt Ihr Euch?» Da er seinen Namen nicht kannte, behauptet er intuitiv, Parzival der Waliser heiße er. Er weiß nicht, ob dies stimmt oder nicht, aber ohne sein Wissen sagt er die Wahrheit.]

---

<sup>4</sup> Siehe zu dieser umstrittenen Stelle den Aufsatz von J. Frappier, *Sur l'interprétation du vers 3301 du Conte du Graal: «Le graal trestot descobert»*. In: J. Frappier, *Autour du Graal*, Genève 1977.

Diese unbewußte Selbstfindung des Namens kann als deutlichstes Indiz für die Struktur des Wunderbaren dieser beiden Szenen gelten. Sie bleibt unerklärt und geheimnisvoll, weil sie keiner Erklärung bedarf. Sie trägt ihren Sinn in sich. Dasselbe trifft auf die meisten übrigen wunderbaren Elemente zu, den plötzlich unbeweglichen Kahn, die plötzlich auftauchende, vorher inexistente Burg, das einsame Mahl in dem riesigen Saal, den ganzen Gralsaufzug, das geheimnisvolle Schwert und die nicht minder rätselhafte Lanze, von der uns der Text sagt, daß sie später die Zerstörung des gesamten Königreichs von Logres – d.h. des Artusreiches – beibringen wird (6164-71). Es ist ja eben diese letzte Aussage, die Erich Köhler zu der Deutung veranlaßt, daß die als Erkenntnis der Schuld konzipierte Frage nach der Lanze im Zusammenhang mit der Erlösungsfunktion des Grals zugleich das Ende aller Aventiuren und den Untergang des Artusreiches mit sich bringen werde<sup>5</sup>. Köhler spricht in diesem Sinne von einer ritterlichen Eschatologie<sup>6</sup>. Zwar zeichnet sich schon hier eine gewisse Polarisierung im Perceval-Roman aus, die am deutlichsten in der Rivalität zwischen den Königreichen von Logres und Escavalon zum Ausdruck kommt und schließlich zur endgültigen Abtrennung zwischen der Gralswelt und Ritterwelt führen soll, doch von einer verbitterten Ausbildung zweier verfeindeter Parteien – so Brigitte Cazelle<sup>7</sup> – zu sprechen, ginge es wahrscheinlich zu weit. Die Gralsgesellschaft scheint in gleichem Maße ein Opfer der konstitutiven ritterlichen Gewalt und der allgemeinen Unordnung, die im Artusreich herrscht (v. 945, v. 955, v. 855), zu sein. Das einzige einigermaßen konkretere Bild über die Verhältnisse im Gralsbereich erfahren wir durch die Gralsbotin, die Perceval die Konsequenzen seiner Fragenunterlassung schildert:

«Et ses tu qu'il en avendra  
 Del roi qui terre ne tendra  
 Ne n'iert de ses plaies garis?  
 Dames en perdront lor maris,  
 Terres en seront escillies  
 Et puceles desconseillies,  
 Qui orfenines remandrout,  
 Et maint chevalier en morront;  
 Tot cist mal esteront par toi.» (4675-4683)

[«Weißt du, welche Folgen seine Regierungsunfähigkeit, seine nicht heilenden Wunden zeitigen werden? Frauen werden deshalb ihre Gatten verlieren, Länder verheert werden, Fräulein in Not geraten und als Waisen zurückbleiben und viele Ritter sterben. Durch deine Schuld werden all diese Übel aufkommen.»]

Näheres über die Gralswelt erfahren wir in der Dichtung nicht. In ihr artikuliert sich am Beispiel der mütterlichen Verwandten Percevals die Grausamkeit der kompromittierten ritterlichen Existenz, der einst der Vater und die Brüder Percevals

---

<sup>5</sup> Erich Köhler, *Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik. Studien zur Form der frühen Artus- und Graldichtung*, Tübingen 1956, S. 207, 210-211.

<sup>6</sup> Erich Köhler, *Vorlesungen zur Geschichte der französischen Literatur*, Stuttgart 1985, S. 191-192.

<sup>7</sup> Brigitte Cazelles, *The Unholy Grail. A social reading of Chrétien de Troyes' Conte du Graal*, Stanford 2001, S. 117.

zum Opfer gefallen sind. Sowohl der Fischerkönig (sein Vetter) als auch der Eremit (sein Onkel) haben das Waffenhandwerk als kennzeichnendes Attribut der Ritterschaft entweder notgezwungen oder freiwillig aufgegeben. Darüber hinaus ist die Begegnung mit seiner Kusine von der Trauer nach ihrem ermordeten Geliebten geprägt. Die mysteriöse Welt des Grals scheint somit ein Gegenbild zur aggressiv determinierten Welt der Ritterschaft zu bilden. Deswegen wird hier von Perceval keine Waffentat verlangt, sondern vielmehr eine intellektuelle Haltung. In der Ordnung der Erzählung ist der Gralsbereich der Ort, an dem die Heilsbedürftigkeit der ritterlichen Zivilisation thematisiert wird, in der Logik der Darstellung aber dienen die mütterlichen Verwandten dazu, deren Heillosigkeit sichtbar zu machen<sup>8</sup>.

Dennoch bleibt die Gralsgesellschaft bei Chrétien umhüllt in einer Aura von Rätselhaftem. Man erfährt nichts über das Wesen und die Herkunft des Grales, auch nichts über die Verwundung des Fischerkönigs und wiederum nichts über die Beziehung von Lanze und Gral zueinander. Die Erklärung, die der Eremit im nachhinein anbietet, ist ziemlich dürftig und geht kaum über das „klassische Programm“ des Rittertums hinaus (v. 6390-6474). Eigentlich läßt sie nur die sakrale Bedeutung bzw. den religiösen Hintergrund des Grals in Erscheinung treten. Kurt Ruh meint im Hinblick auf den Gralsbesuch Percevals, „daß Chrétien diese Szenenfolge nicht erdacht hat, um damit ein dem Autor rational oder psychologisch durchsichtiges Geschehen in märchenhaft verhüllter Gestalt darzustellen, er hat vielmehr den Erzählvorgang, zwar nicht im Detail, aber in seinen konstitutiven Zügen übernommen, um ihn zu erhellen.“<sup>9</sup> Die Frage, ob sich hinter dieser „Tendenz zum Änigmatischen“<sup>10</sup> die Intention des Dichters<sup>11</sup> oder bloß das Resultat künstlerischer Formung verbirgt<sup>12</sup>, wird wohl nie eine endgültige Antwort bekommen können. Selbst wenn man mit Kurt Ruh übereinstimmt, läßt es sich kaum verleugnen, daß am Chrétien's Alterswerk das Märchenhafte, das mysteriöse Wunderbare seiner Vorlage oder Quellen – welche auch immer – haftet und daß seine Bearbeitung des Stoffes noch im Banne des Disparaten, ja sogar des Willkürlichen steht.

Dagegen bemüht sich Wolfram von Eschenbach in seinem *Parzival*-Roman gerade um die Auflösung der änigmatischen Struktur des Chrétien'schen Gralsromans. Das Abstrakte bei Chrétien wird bei Wolfram konkret gemacht. So erhalten sämtliche Gestalten, die bei Chrétien namenlos erscheinen, im deutschen *Parzival* einen Namen; durch dieses identitätsstiftende Verfahren werden sie dem diffusen Allgemeinen entrückt und individualisiert. Das betrifft die Eltern Parzivals (Gahmuret und Herzeloyde), die zusätzlich in ein durchdachtes und den ganzen Roman umfassendes Familiennetz

<sup>8</sup> Elisabeth Schmid, *Wolfram von Eschenbach: Parzival*, S. 179. In: *Mittelhochdeutsche Romane und Heldenepen*, hrsg. von Horst Brunner, Stuttgart 1993.

<sup>9</sup> Kurt Ruh, *Höfische Epik des deutschen Mittelalters II*, Berlin 1980, S. 60.

<sup>10</sup> Karl Bertau, *Wolfram von Eschenbach. Neun Versuche über Subjektivität und Ursprünglichkeit in der Geschichte*, München 1983, S. 47.

<sup>11</sup> Erich Köhler, *Der Roman in der Romania*, S. 272. In: *Neues Handbuch der Literaturwissenschaft*, Bd. 7: *Europäisches Hochmittelalter*, hrsg. von Henning Krauss, Wiesbaden 1981.

<sup>12</sup> Karl Bertau, *Über Literaturgeschichte: literarischer Kunstcharakter und Geschichte in der höfischen Epik um 1200*, München 1983, S. 48.

eingegliedert werden. Das betrifft auch die mütterlichen Verwandten Parzivals wie seine Kusine (bei Wolfram Sigune), den Fischerkönig (Anfortas) und den Einsiedler (Trevrizent). Außerdem wird bei ihm der Gral durchaus klarer umrissen, er erscheint als Zentrum einer elitären unmittelbar von Gott gelenkten Gesellschaft mit eigenen Regeln, die der Artusgesellschaft übergeordnet wird, Wesen und Herkunft des Grals erhalten eine ausführliche Erklärung, der religiöse Zug tritt entschiedener in Vordergrund, selbst die „Neugierfrage“ Chrétiens verwandelt sich in eine „Mitleidsfrage“. Seine Darstellung der Gralgesellschaft besitzt teilweise den Charakter einer echten Gesellschaftsutopie<sup>13</sup>. Vor allem erkennt man aber bei Wolfram deutlich den Versuch, die Handlung logisch zu motivieren und die Unbestimmtheit Chrétiens durch einen gewissen Realismus zu ersetzen. Als Beispiel für seine Verfahrensweise soll hier eben die oben angeführte Szene vom Gralsbesuch des Protagonisten betrachtet werden.

Parzival reitet zwar aus, um seine Mutter zu suchen, versinkt aber bald in Gedanken an seine zurückgelassene Frau und läßt sein Pferd reiten, wohin es will. Es bricht mühsam Bahn durch unwegsames Gelände, ist aber trotzdem so schnell, daß ein Vogel Mühe gehabt hätte, eine solche Tagesleistung zu erbringen. Der Kahn mit den angeblichen Fischern liegt auf einem See nahe dem Ufer vor Anker. Einer der Fischer in fürstlicher Kleidung bietet Parzival auf Anfrage sein Haus als Herberge an, da er sonst im Umkreis von dreißig Meilen nirgends unterkommen könne. Parzival findet den etwas schwierigen Weg dank der Beschreibung des Fischers ganz leicht. Die Burg ist verschlossen, aber auf Geheiß des Fischers, dessen Worte Parzival überbringt, läßt man die Zugbrücke herunter. In der Burg herrscht tiefe Trauer. Dennoch wird Parzival mit vorbildlicher Hofetikette empfangen, die auch die gesamte Szene nachhaltig prägt. Sie spielt in etlichen Räumen der weitläufigen Burg, in der es vor Dienerschaft nur so wimmelt. Die Spenderin des Mantels ist die Gralsträgerin und Parzivals Tante Repanse de Schoye. Die Prachtentfaltung im Palas ist opulent: hundert Kronleuchter, drei Marmorfeuerstellen, hundert Lagerstätten für je vier Ritter, die auch darauf Platz nehmen, hundert Tischplatten, vier Wagen mit goldenem Tafelgeschirr u.s.w. Am Gralsaufzug nehmen 26 Personen teil, davon nur eine männliche, der Knappe, der die Lanze hereinträgt, worauf alle Anwesenden in laute Klagen ausbrechen, sonst nur weibliche, 25 adelige Jungfrauen, zuletzt die Gralsträgerin. Die meisten Fräulein tragen verschiedene Arten von Licht vor dem Gral her, der selbst nicht leuchtet. Vierzehn von ihnen bringen aber eine Tischplatte aus Edelstein und Tischbeine aus Elfenbein sowie zwei silberne Messer auf Mundtüchern, bauen den Tisch vor dem königlichen Hausherrn auf und legen die Messer darauf. Auf eben diesen Tisch stellt Repanse auch den Gral, der als *ein dinc* ohne jede Beschreibung bleibt. Um so ausführlicher schildert der Erzähler die zeremonielle Bewirtung durch 600 Bedienstete. Die Speisen aber werden vom Gral selbst gespendet. Parzival nimmt *die rîcheit unt daz wunder grôz*

---

<sup>13</sup> Joachim Bumke, *Wolfram von Eschenbach*, Stuttgart <sup>7</sup>1997, S. 120. Vgl. auch: Walter Blank, *Die positive Utopie des Grals. Zu Wolframs Graldarstellung und ihre Nachwirkung im Mittelalter*. In: A. Greule/U. Ruberg (Hg.), *Sprache, Literatur, Kultur. Studien zu ihrer Geschichte im deutschen Süden und Westen*, Stuttgart 1989, S. 337-353; Joachim Bumke, *Die Utopie des Grals. Eine Gesellschaft ohne Liebe?* In: H. Gnüg (Hg.), *Literarische Utopie-Entwürfe*, Frankfurt a.M. 1982, S. 70-79.

(239,9) durchaus wahr, unterläßt aber eingedenk der Mahnung des Gurnemanz jede Frage. Er hofft, auch so Auskunft zu erhalten, dies auch noch, da der König ihm ein prachtvolles Schwert schenkt, das er einst selbst trug, ehe ihm Gott den leiblichen Schaden zugefügt hatte (239,26f.) Von einem Geheimnis dieses Schwertes ist erst später in Sigunes Worten die Rede. Nach dem Mahl wird abgeräumt. Auch die Edelfräulein kehren mit dem Gral dorthin zurück, woher sie kamen, nämlich in eine Kemenate, in der Parzival einen wunderschönen, grauen, alten Mann liegen sieht. Der Erzähler verspricht, an späterer Stelle das Publikum über diesen Alten sowie über den Hausherrn, seine Burg und sein Land aufzuklären. Nun verabschiedet sich der Burgherr. Parzival erhält in einer Kemenate eine reiche Lagerstatt und von vier Fräulein einen Nachtrunk und Obst. In der Nacht wird er von einem Alptraum gleich dem seiner Mutter nach Gahmurets Abschied geplagt. Nach dem Erwachen wappnet er sich notgedrungen allein, verläßt die Kemenate, durchläuft viele Gemächer, ruft, findet niemand, was ihn auch deshalb besonders betrübt, weil er glaubt, hier seine Waffendienste anbieten zu sollen, und reitet durchs Burgtor. Deren Zugbrücke zieht ein Knappe hoch und beschimpft Parzival wegen der versäumten Frage. Parzival hat im Burghof Reiterspuren gefunden – am Abend vorher war dort der Rasen unberührt, da die trauernden Ritter keine Turniere veranstalten (227,9ff.) – und verfolgt diese Spuren nun im Wald, um den Rittern der Burg in einem erwarteten Kampf beizustehen, verliert die Spur jedoch und hört statt dessen das Klagen Sigunes, seiner Kusine, der er bei Wolfram schon vor seiner Ankunft am Artushof ein erstes Mal begegnet war und das Wissen seines Namens verdankt. Sie erkennt ihn an der Stimme auch wieder. Seine Behauptung, nur etwa eine Meile weit von einer Burg hierher geritten zu sein, will sie ihm anfangs nicht glauben, obwohl sie sogleich zugibt, daß eine solche ganz einsam im Wald liege, in dem sonst im Umkreis von 30 Meilen keine Holz- oder Steinbehausung zu finden sei. Die Burg heiße Munsalvaesche in der Terre de Salvaesche. Titurel habe sie an Frimutel, dieser an Anfortas verebt, der nun schwere körperliche Leiden erdulden müsse. Wenn er, Parzival, dorthin gekommen wäre, hätte Anfortas seine Gesundheit gewiß wiedererlangt. Als sie seinen Worten doch entnimmt, daß er auf der Gralsburg gewesen sein muß, hofft sie, daß er die Frage gestellt hat, und verflucht ihn, als er die bittere Wahrheit eingesteht. Wie sei dies angesichts so großer Wunder (255,5) möglich gewesen?

iuch solt iuwer wirt erbarmet hân,  
an dem got wunder hât getân,  
und het gevraagd sîner nôt. (Pz. 255, 17-19)

[«Ihr hättet Euch Eures Gastgebers, den Gott so furchtbar gestraft hat, erbarmen und nach der Ursache seiner Qualen fragen müssen!»]

Dann wären ihm all das Wunderbare jener Burg untertan, die Krone der Seligkeit in der Herrschaft über die Edlen und das Erstrebenswerteste auf Erden zuteil geworden (254,20-30). Nun lebe er zwar, sei aber *an sælden tôt* (255,20). Sie verweigert ihm jede weitere Auskunft.

Aus der synoptischen Darstellung derselben Szene bei Chrétien und bei Wolfram wird es ersichtlich, daß Wolfram die märchenhaften Züge des *Perceval* zum größten Teil getilgt hat. So wird Parzivals Weg durch ödes, menschenleeres Gelände dadurch motiviert, daß er dem Pferd freien Zügel gelassen hat. Es darf



also niemanden überraschen, wenn er keinem Wesen begegnet ist. Der Fluß Chrétiens wird durch einen See ersetzt, so daß der Kahn – nicht mehr physikalischen Gesetzen zum Trotz – vor ihm unbeweglich bleiben darf. Die Burg erscheint nicht mehr buchstäblich aus dem Nichts, sondern läßt sich dank der Anweisungen des Fischers ganz leicht finden. Anstelle des Vorwissens der Burgbewohner ermöglichen erst die Worte des Fischers, die Parzival überbringt, das Herunterlassen der Zugbrücke und damit seinen Zugang in die Burg. Die unheimliche Atmosphäre Chrétienscher Prägung wird von Wolfram regelrecht „höfisiert“, zum Anlaß höfischer Prachtentfaltung gemacht und reichlich mit Personal belegt. Schließlich verschwindet auch das Motiv des rätselhaften Erratens des Namens, da Sigune Parzival bereits begegnet ist und ihn kennt.

Kennzeichnend ist, daß Wolfram seinen Gewährsmann Kyot gerade da einführt und gegen Chrétien in Opposition tritt, ihn ja sogar der Verfälschung bezichtigt, wo er von seiner Quelle gewaltig abweicht und die Gralsmotive weitgehend ausbaut. Die Rede ist von der berühmten Trevrizent-Szene im 9. Buch, wo die Struktur der Gralgesellschaft und das Wesen des Grals eingehend erläutert werden.

Kyôt der meister wol bekannt ze Dôlet verworfen ligen vant in heidenischer schrifte dirre âventiure gestifte. der karakter â b c muose er hân gelernet ê, ân den list von nigrômanzi. ez half daz im der touf was bî: anders waer diz maer noch unvernumen . kein heidensch list möht uns gevrumen ze künden umbe des grâles art, wie man sîner tougen inne wart. ein heiden Flegetânîs bejagte an künste hôhen prîs. ..... der schreip von des grâles âventiur.	..... Flegetânîs der heiden kunde uns wol bescheiden iesliches sternen hinganc unt sîner künfte widerwanc; wie lange ieslicher umbe gêt, ê er wider an an sîn zil gestêt. mit der sternen umbereise vart ist gepüfel aller menschlich art. Flegetânîs der heiden sach, dâ von er blûweclîche sprach, im gestirn mit sînen ougen verholenbaeriu tougen. er jach, ez hiez ein dinc der grâl: des namen las er sunder twâl inne gestirne, wie der hiez.
---	---

(Pz. 453, 11 ff.)

[Kyot, der berühmte Meister der Dichtkunst, fand in Toledo in einer unbeachteten arabischen Handschrift die Erstfassung dieser Erzählung. Zuvor mußte er die fremde Schrift lesen lernen, allerdings ohne die Zauberkunst zu studieren. Ihm kam zustatten, daß er getauft war, sonst wäre die Erzählung bis heute unbekannt geblieben. Keine heidnische Wissenschaft reicht nämlich aus, das Wesen des Grals zu entschlüsseln und in seine Geheimnisse einzudringen. Einst lebte ein Heide mit Namen Flegetanis, der für seine Gelehrsamkeit hoch berühmt war. (...) Dieser Mann zeichnete die Geschichte des Grals auf. (...) Der Heide Flegetanis besaß Kenntnisse über die Bahnen der Sterne und ihre Umlaufzeit. Mit dem Kreislauf der Sterne ist aber das Geschick der Menschen eng verbunden. So entdeckte der Heide Flegetanis in der Konstellation der Gestirne verborgene Geheimnisse, von denen er selbst nur mit Scheu erzählte. Er erklärte, es gäbe ein Ding, das „der Gral“ hieß; diesen Namen las er klar und unzweideutig in den Sternen. (...) Dies schrieb Flegetanis darüber.]

Ist der Gral in der Dichtung Chrétiens de Troyes eine goldene Schüssel, die im Zauberschloß des Fischerkönigs als eine Art Hostienbehälter benutzt wird, so hat Wolfram von Eschenbach daraus einen Stein gemacht, der die herrlichsten Speisen und Getränke in beliebiger Fülle hervorbringt und auf dem von Zeit zu Zeit eine Inschrift erscheint, die in unmittelbarer Weise den Willen Gottes offenbart. Noch wichtiger ist für unser Thema, daß aus dem verwunschenen Gralschloß der französischen Dichtung bei Wolfram ein Herrschaftszentrum von gewaltigen Dimensionen geworden ist und daß dort in Munsalvaesche im Zeichen des Grals eine Gesellschaft versammelt ist, die ganz eigene Strukturen besitzt. Zum einen ist der Herrschaftsbereich des Grals der fiktiven Welt, in der die Romanhandlung spielt, merkwürdig entrückt: Obwohl ständig Kontakte zwischen Munsalvaesche und der Außenwelt bestehen, bleibt die Gralburg für den, der die sucht, unauffindbar. Eine Grenze des Geheimnisvollen, die nur von den dazu Berufenen überschritten werden kann, trennt das Land des Grals (Terre de Salvaesche) von der übrigen Welt. Seiner Staatsform nach ist das Reich des Grals eine Erbmonarchie, seit Urzeiten im Besitz des Titurelgeschlechts. Anders als in der Wirklichkeit der feudalen Gesellschaft scheint es unterhalb des Königstums keine hierarchischen Stufungen zu geben: Die männlichen Mitglieder der Gralgesellschaft heißen alle „Ritter“ oder „templeisen“ und scheinen alle in derselben Weise zum Gehorsam verpflichtet zu sein; sie haben auch alle dieselbe Aufgabe zu erfüllen: Sie hütten den Gral und verteidigen ihn gegen äußere Feinde. Bei den weiblichen Mitgliedern der Gesellschaft werden einmal Rangabstufungen genannt, die sich aber nur auf die Herkunft der Frauen, nicht auf ihre Tätigkeit und Stellung in Munsalvaesche beziehen. Den Frauen ist die Pflege des Grals anvertraut. Männer und Frauen werden bereits als Kinder zum Dienst am Gral berufen, wenn ihr Name auf dem Gralstein erscheint. Die Erwählung zum Gral gilt als eine große Auszeichnung und trifft nur die Besten. Die Dauer ihrer Zugehörigkeit zur Gesellschaft von Munsalvaesche hängt von verschiedenen Faktoren ab. Die Frauen können nach auswärts heiraten – das scheint ein Normalfall zu sein – und scheiden dann aus der Gralgemeinschaft aus, während die Männer offenbar nur in Ausnahmefällen den Herrschaftsbereich von Terre de Salvaesche verlassen: Wenn irgendwo ein Land herrenlos geworden ist, wird einer von ihnen dorthin geschickt, um im Namen Gottes die Herrschaft zu übernehmen. Darin wird deutlich, daß die Gralritter als eine Art Weltpolizei<sup>14</sup> fungieren, wie denn auch angedeutet wird, daß das Reich des Grals an Macht alle irdischen Herrschaftsbereiche übertrifft. Während die Frauen öffentlich entlassen werden, erfolgt die Aussendung der Ritter heimlich. Solange sie in Munsalvaesche sind, ist den Gralrittern Frauenliebe verboten. Alle wirtschaftlichen Probleme sind im Reich des Grals auf höchst märchenhafte Weise gelöst: Da der Gral Speisen und Getränke in Hülle und Fülle produziert, kommt die Gesellschaft ohne eine arbeitende Landbevölkerung aus.

Das Bild der Gralgesellschaft, wie es Wolfram von Eschenbach entworfen hat, ist offensichtlich von den religiösen Ritterorden inspiriert, die am Anfang des 13. Jahrhunderts, zur Entstehungszeit des *Parzival*, in hoher Blüte standen. Auf diese

---

<sup>14</sup> Joachim Bumke, *Die Utopie des Grals*, wie [Anm. 13], S. 72.

Verbindung zur zeitgenössischen Wirklichkeit hat der Autor selber hingewiesen, indem er die Gesellschaft des Grals als „ritterliche Bruderschaft“ bezeichnet. Auch der Name „Templeisen“ für die Gralritter enthält sicherlich einen Anklang an den Templerorden. Wie die Ordensritter haben sich die Templeisen dem religiös motivierten Kampf geweiht und sind zu Keuschheit und Gehorsam verpflichtet. Auch in den Ritterorden hat es, ebenso wie in Munsalvaesche, keine hierarchischen Stufungen unter den Brüdern gegeben. So deutlich diese Beziehungen sind, die Gralgesellschaft kann aber dennoch nicht als ein Abbild der historischen Ritterorden verstanden werden. Was sie davon unterscheidet und sie wieder in die Nähe der Artusgesellschaft rückt, ist die Tatsache, daß zur Gesellschaft von Munsalvaesche auch Frauen gehören, denen dort eine ebenso geachtete Stellung zukommt wie am Artushof. Die Gralgesellschaft ist durchaus eine höfische Gesellschaft mit dem ganzen materiellen Luxus, mit dem zeremoniellen Stil der gesellschaftlichen Umgangsformen und mit denselben Leitvorstellungen höfisch-ritterlicher Vollkommenheit wie am Artushof. Von der Artusgesellschaft unterschieden ist die Gralgesellschaft durch den Umstand, daß es in Munsalvaesche kein Auseinanderklaffen zwischen Welt und Gott gibt, daß hier ritterliches Leben und höfische Form in unmittelbarer Übereinstimmung mit Gottes Willen möglich ist. Darüber hinaus unterscheidet sich die gesellschaftliche Praxis in einem besonders auffälligen Punkt: Die höfische Liebe, die am Artushof im Mittelpunkt steht, ist in Munsalvaesche untersagt. Die Bestimmungen sind in diesem Punkt besonders ausführlich und besonders kompliziert. Liebe ist im Entwurf der Gralgesellschaft nur in der Form der Ehe zugelassen. In Munsalvaesche darf aber nur der Gralkönig heiraten, und nur die Frau, die ihm durch die Gralinschrift zubestimmt wird. Für alle anderen Mitglieder der Gralgesellschaft ist Liebe verboten; erst wenn sie Munsalvaesche verlassen, dürfen sie sich verheiraten. Daher kann sich die Gralgesellschaft nicht fortpflanzen, sondern muß auf dem Berufungsweg ergänzt werden. Welche Gefahr von dieser Seite ausgehen kann, erkennt man daran, daß Anfortas' Verstoß gegen die Liebesgebote des Grals zu schweren Störungen in der Harmonie der Gralgesellschaft geführt hat. Auch Parzivals Sohn Lohengrin scheitert an den harten Vorschriften des Grals über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern.

Von der Wolframschen Gestaltung des Stoffes, die ursprünglich Richard Wagner als Vorlage dienen sollte, ist in seinem Musikdrama *Parsifal*<sup>15</sup> (1845-1882) außer einigen Namen kaum etwas geblieben. Richard Wagner hat die thematische Anlage, die von Chrétien stammte und bei Wolfram trotz struktureller Umformung noch erkennbar ist, grundlegend und tiefgreifend verändert. Die gebührende Anerkennung Wagners seinem Vorgänger gegenüber läßt sich übrigens in seinem Brief vom 30.05.1859 an Mathilde Wesendonk ablesen: „Sehen Sie doch, wie leicht sich's dagegen schon Meister Wolfram gemacht! Dass er von dem eigentlichen Inhalte rein gar nichts verstanden, macht nicht aus. Er hängt Begebniss an Begebniss, Abenteuer an Abenteuer, giebt mit dem Gralsmotiv curiose und seltsame Vorgänge und Bilder, tappt herum und lässt dem ernst gewordenen die Frage, was er denn eigentlich wollte? Worauf er antworten muss, ja, das weiss ich eigentlich selbst nicht mehr wie

---

<sup>15</sup> Richard Wagner: *Parsifal*, hrsg. von Michael von Soden. Frankfurt a.M. 1983.

der Pfaffe sein Christenthum, das er ja auch am Messaltar aufspielt, ohne zu wissen, um was es sich dabei handelt. – Es ist nicht anders. Wolfram ist eine durchaus unreife Erscheinung, woran allerdings wohl grossentheils sein barbarisches, gänzlich confuses, zwischen dem alten Christenthum und der neueren Staatenwirtschaft schwebendes Zeitalter schuld. In dieser Zeit konnte nichts fertig werden; Tiefe des Dichters geht sogleich in wesenloser Phantasterei unter. [...] Was müsste ich nun mit dem Parzival Alles anfangen! Denn mit *dem* weiss Wolfram nun auch gar nichts: seine Verzweiflung an Gott ist albern und unmotivirt, noch ungenügender seine Bekehrung. Das mit der »Frage« ist *so* ganz abgeschmackt und völlig bedeutungslos. Hier müsste ich also rein Alles erfinden“.<sup>16</sup>

Symptomatisch kündigt sich diese Umgestaltung schon in dem Namen der Hauptgestalt an: der Perceval des französischen Romans oder der Parzival des deutschen verwandeln sich bei Wagner mittels einer fragwürdigen arabisch-persischen Etymologisierung in Parsifal. Derzufolge bedeutet „fal-parsi“ „törichter Reiner“, die Umkehrung „parsi-fal“ ließe sich dementsprechend als „reinen Tor“ verstehen:

KUNDRY. Dich nannt'ich, tör'ger Reiner,  
 «Fal parsi»,  
 Dich, reinen Toren: «Parsifal».<sup>17</sup>

Desweiteren folgt Wagner in der Beschreibung des Gralskomplexes weder Chrétien noch Wolfram, sondern eher Robert de Boron, der den Gral eindeutig als den Kelch des Abendmahls darstellt, in dem Joseph von Arimathia später das Blut Christi auffing und aufbewahrte. Die blutende Lanze, die als Teil der Gralsprozession und im Zusammenhang mit dem Gral als heiligem Gefäß schon in der Dichtung Chretiens eine Analogie zur christlichen Motivik erlauben dürfte<sup>18</sup>, wird bei Wagner explizit zum Longinusspeer erklärt:

ihm neigten sich in heilig ernster Nacht  
 dereinst des Heilands selige Boten:  
 daraus der trank beim letzten Liebesmahle,  
 das Weihgefäß, die heilig edle Schale,  
 darein am Kreuz sein göttlich Blut auch floß,  
 dazu den Lanzenspeer, der dies vergoß –  
 der Zeugengüter höchstes Wundergut –  
 das gaben sie in unsres Königs Hut.<sup>19</sup>

Auffällig ist bei Richard Wagner auch das Fehlen der Artusgesellschaft, die als kontrapunktisches Momentum zum Gralsbereich ein Polarisationsverhältnis generiert, in dessen Spannungsfeld die ritterliche Selbstausslegung verlagert wird. Folglich wird man auch das bestimmende Wesensmerkmal des Artusromans vermissen müssen, nämlich den typischen Doppelkursus von rasch erlangtem gesellschaftlichem Erfolg,

<sup>16</sup> Zit. nach Richard Wagner: *Parsifal*, wie [Anm. 15], S. 91, 93.

<sup>17</sup> Richard Wagner: *Parsifal*, wie [Anm. 15], S.61.

<sup>18</sup> Erich Köhler, *Ideal und Wirklichkeit*, wie [Anm. 4], S. 207-211. Siehe auch Konrad Burdach, *Der Gral. Forschungen über seinen Ursprung und seinen Zusammenhang mit der Longinuslegende*, Darmstadt <sup>2</sup>1974, S. 415-449.

<sup>19</sup> Richard Wagner: *Parsifal*, wie [Anm. 15], S. 32.

darauffolgendem Absturz, Bewährungsweg und wiedererlangtem sozialem Ansehen.

Der mystisch-christlichen Gralswelt steht im *Parsifal* Wagners die feindliche, dämonische, heidnische Welt Klingsors gegenüber, die der sublimsten Form der christlichen Liebe zerstörerisch und machtsüchtig die sinnliche Liebe, die Lust entgegenzusetzen trachtet. Die Oper Wagner ist nicht darauf angelegt, das ritterliche Ethos zu ergründen. Ihr Held ist nicht der idealtypische Exponent einer bestimmten Gruppe und Ordnung, sondern vielmehr die Verkörperung eines extremen Sonderfalls, man würde in diesem besonderen Kontext sogar das Wort „Übermensch“ nicht scheuen. Nach mittelalterlichen gattungsspezifischen Kriterien wäre sein Werk nicht dem höfischen Roman einzuordnen, sondern eher der Legende.

Bei Chrétien de Troyes bietet das Motiv des Grals anhand einer „gewöhnlichen“, noch der Norm entsprechenden Ritterfigur verallgemeinernd den Anlaß zu einer kritischen Befragung der Bestimmung und Funktion des weltlichen Rittertums. Wolfram transzendiert diesen Rahmen und bedient sich eines exzeptionellen Vertreters des Rittertums, um den Entwurf einer Gesellschaftsutopie zu artikulieren, die der ohnehin utopischen Artusritterschaft übergeordnet ist. Das „Bühnenweihfestspiel“ Richard Wagners widmet sich affektgeladen durchaus einem Ausnahmezustand, einem prädestinierten Auserwählten, von dem es am Ende in ekstatischer Entzückung heißt:

ALLE (*mit Stimmen aus der mittleren sowie der obersten Höhe kaum hörbar leise*).

Höchsten Heiles Wunder!

Erlösung dem Erlöser!

(Lichtstrahl: hellstes Erglügen des «Grales»). Aus der Kuppel schwebt eine weiße Taube herab und verweilt über Parsifals Haupt. Kundry sinkt, mit dem Blick zu ihm auf, langsam vor Parsifal enteelt zu Boden. Amfortas und Gurnemanz huldigen kniend Parsifal, welcher den Gral segnend über die anbetende Ritterschaft schwingt.)

(*Der Bühnenvorhang wird langsam geschlossen.*)